

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Das war ein schweres Jahr gewesen! Nur zu bald mußte Heinrich erkennen, daß er sich in schlimme, in fast unlösbare Konflikte verwickelt hatte. An die Stelle seines ruhigen, geregelten, nur der Arbeit gewidmeten Lebens war ein unaufhörlicher Kampf mit widrigen Verhältnissen getreten. Zwar noch immer konnte er die Seligkeit nicht fassen: er besaß ein geliebtes Weib — eine Frau, die ihn wirklich und wahrhaftig nur um seiner selbst willen gewählt hatte. Und ihre Empfindungen für ihn hatten sich nicht etwa abgeschwächt, im Gegentheil: wenn sie damals nur den Geliebten ihrer Jugend in ihm wiedersah, so zwang ihr jetzt das warmherzige Wesen des Mannes, die gesunde Tüchtigkeit seiner Anschauungen, sein Fleiß, gepaart mit einer nahezu rührenden Anspruchslosigkeit, Achtung und Verehrung ab. Gewiß, sie liebte ihn mehr denn je.

Indessen, Irene war stolz und selbstbewußt. Sie hatte einen Grafen ausgeschlagen, um dem bürgerlichen Manne ihrer Wahl zu folgen; aber ihre ganze Stellung zur Welt machte es erklärlich, daß sie so gar nichts von einer anspruchslosen, bürgerlichen Hausfrau besaß. Den Bitten ihres Mannes nachgebend, war sie freundlich und nachsichtig gegen Charlotte; nur mußte diese doch auf Schritt und Tritt gewahr werden, wie Irene allein sich als die Herrin betrachtete.

Schon nach einigen Monaten dieses einigermaßen unbehaglichen Zusammenlebens hatte Heinrich seinem Schwager gegenüber einen Plan entwickelt, ihn abzufinden. Aber der Baron, der sich formell noch immer Eigenthümer von Rothhausen wußte, zeigte wenig Entgegenkommen. Auch der Gedanke, mit seiner Gattin das Schloß zu verlassen, sich irgendwo in der Nähe anzukaufen, scheiterte an Irenens Widerspruch. Es hatte eben einen gewissen Stachel für die stolze junge Frau, den Verwandten hier auf einem Besitzthum, das thatsächlich ihrem Manne gehörte, den Platz räumen zu sollen. Immer mehr mußte Heinrich das Unhaltbare der ganzen Lage erkennen. Den Ausschlag gaben schließlich gesellschaftliche Konflikte.

In den aristokratischen Kreisen, in denen

Die Jungfrau im Berner Oberland. (S. 132)

Charlotte ausschließlich verkehrte, sah man Frau Irene Bergmann, die ehemalige Schauspielerin, über die Achsel an. Hier auf dem Lande war man wenig geneigt, ihr die hervorragende Stellung, die sie sich geschaffen hatte, zum Verdienst anzurechnen. Wäre sie doch dort geblieben, wo sie so viel galt — hier war sie nicht mehr und nicht weniger als einfach Frau Bergmann. Und eine solche „schnitt“ man eben.

Es dauerte gar nicht lange, da erklärte Irene eines Tages sehr entschieden, hier nicht ferner bleiben zu wollen.

Der arme Heinrich sah sich in einer schweren Verlegenheit. Was, um des Himmels willen, sollte er thun? Er konnte doch Charlotte nicht wegschicken — das Schloß gehörte ja dem Namen nach noch immer ihrem Manne! Harry ritt hier herum auf seinem Pony, befahl und spielte den jungen Herrn. Wie dieser Doppelherrschaft ein Ende machen?

Charlotte und Irene haßten sich jetzt offenkundig. Jede sah sich als die wirkliche Schloßherrin an, durch die Andere in ihren Rechten verkürzt.

Heinrich fand keinen anderen Ausweg, als mit seiner Frau in ein Seebad zu gehen.

Irene kehrte von dort nicht nach Rothhausen zurück. Nach mehrmonatlicher Abwesenheit — Heinrich war noch niemals so lange von der Fabrik fern geblieben — hatte er seine junge Frau nach dem Süden gebracht. So wurde wenigstens äußerlich die Eintracht nicht gestört. Er besuchte Irene in jedem Monat auf mehrere Tage — die Kostspieligkeit dieser Lebensweise kam für ihn gar nicht mehr in Betracht.

Von ihrem Leiden sprach er wenig, wenn auch damals, als er zum ersten Male von Meran heimkehrte, von einer sich eben entwickelnden Krankheit flüchtig die Rede war. Er schien auch nicht sonderlich beunruhigt, und schon dieser Umstand machte es seiner Schwester leicht, den wahren Zusammenhang der Dinge zu errathen. Sie hatte auch errathen, weshalb Heinrich über Irenens, der Schonung bedürftigen Zustand ihr gegenüber so wenig äußerte.

Und endlich brachte das Telegramm volle Klarheit. Sie hatten es ja gewußt!

In dem ersten Freudenrausch hatte nun auch Heinrich die Maske fallen lassen. Das war das Ende — unabwendbar.

Wirklich, schon am nächsten Morgen verlangte Heinrich eine Unterredung mit dem Baron. Er forderte nichts Geringeres, als rechtsverbindliche Abtretung des Gutes auf Grund seiner Hypotheken und sonstigen Ansprüche.

Der sonst so rücksichtsvolle, den Verwandten gegenüber fast zaghafte Heinrich zeigte auf einmal Löwenmuth. Er war ja Vater und hatte für seinen Sohn einzustehen. Aber er wiederholte: „Ich werde euch versorgen.“ Und der Baron mußte wohl oder übel nachgeben. Ihm blieb nur sein ständiges Trostwort: neben „jenen Leuten“ komme Seinesgleichen nicht auf.

Kaum war die Ausstellung in Dresden eröffnet, so reiste Heinrich, ohne Rothhausen zu berühren, zu seiner Gattin. Eine Woche später kehrte er glückselig zurück.

„Meiner Frau geht's gut,“ meldete er, „und der Junge — nun, er ist wohl ein wenig schwächlich, aber gesund und munter! Er trinkt, sage ich euch, trinkt unaufhörlich! Hat übrigens eine prächtige Amme — eine Person, die einen ganzen Roman hinter sich hat! Das muß ich euch gelegentlich erzählen! In vier Wochen hole ich Frau und Kind hierher — ach, ich kann es kaum erwarten, obwohl ich sie vorgestern erst verließ!“

Das waren lauter Dolchstiche für Charlotte. Ach, auch bei Harry's Geburt hatte Heinrich sich so gefreut. Was hatte er damals nicht Alles herbeigeschafft für Mutter und Kind. Er hatte mehr Freude an dem kleinen Kerlchen gehabt, als ihr Mann, der Baron selbst.

Und jetzt — jetzt galt all' sein Jubel dem fremden — seinem eigenen Kinde! Nur über den Sommer sollten sie noch hier bleiben auf ihres Gatten angestammtem Besitz; dann sollte ein Pächter die Verwaltung des Gutes übernehmen, nachdem zuvor eine förmliche Uebergabe stattgefunden hatte.

So hatte Irene denn Alles erreicht. Sie hatte sie, Charlotte, um ihre schönsten Hoffnungen, um die Zukunft Harry's betrogen, und bald würde die Komödiantin sie auch von Haus und Hof vertrieben haben. —

Wiederum waren einige Wochen vergangen. Da reiste Heinrich plötzlich mitten in der Nacht ab. Eine Depesche hatte ihm von der Erkrankung seines Kindes Nachricht gegeben.

In dieser Nacht hatte Charlotte einen seltsamen Traum.

Sie sah einen kleinen fremdartigen Friedhof mit südlichem Charakter. Hohe, düstere Cypressen säumten den Mittelpfad ein — ewige Lampen brannten in den Grabkapellen. Sie selbst stand vor einem winzigen Kindergrabe, das sich eben erst geschlossen zu haben schien. Aber aus dem frisch aufgelegten Rasen stieg schlank und stark ein Stämmchen mit blühenden Rosen empor. Und sie, Charlotte, schmückte sich jauchzend damit.

Sie erwachte, in Schweiß gebadet, und konnte nicht wieder einschlafen. Unaufhörlich hämmerte ihr Herz — sie machte sich Gewissensbisse darüber, daß sie den Tod jenes Kindes wünschte. Aber — konnte sie anders? War sie nicht Mutter eines einzigen, über Alles geliebten, aussichtslosen Knaben?

Wie viele leidenschaftliche Naturen, war auch Charlotte ein wenig abergläubisch; sie konnte die Ueberzeugung nicht loswerden, daß der Sohn Heinrich's in jener Nacht gestorben sei.

Irene konnte sie nicht bedauern. Aber Heinrich — ja um ihn war ihr eigentlich doch bange — der Mann konnte einfach wahnsinnig werden! Und, was noch schlimmer, Heinrich war seit seiner Verheirathung nicht ganz gesund, er litt an Herzklopfen, an ungewohnten Anwandlungen von Schwäche. Das Glück schien ihn zu sehr aufzuregen. Und Charlotte sagte sich: „Der arme Heinrich! Es könnte ihn das Leben kosten!“

Ganz nach Frauenart suchte sie nach einem Gegengewicht für alle die gewaltigen Erregungen, die ihr Inneres durchtobten. Und sie überhäufte Harry mit Liebkosungen. Ja, sie — sie hatte noch ihr liebes, ihr süßes Kind! Ihr würde es auch kein Geschick rauben, wie Jener da . . .

So sicher war sie, daß jenes „fremde“ Kind in der entsetzlichen Traumnacht gestorben sei, daß sie ihrem Sohn erzählte, wie Alles hier einst ihm gehören würde — ihm ganz allein!

Harry hörte ihr aufmerksam zu; seine großen, dunklen Augen leuchteten auf, als verstände er die volle Tragweite dessen, was die Mutter sagte.

Charlotte überdachte, wie sich wohl die Dinge gestalten würden, wenn Heinrich wirklich — was Gott verhüten wolle! — den Tod seines Kleinen nicht lange überleben würde. Niemals konnte er so rücksichtslos sein, sie ganz zu enterben — dagegen sprach ja auch seine wiederholte Zusage, sie zu versorgen. Er würde die eine Hälfte seines Vermögens Jener — Irenen — überweisen und die andere Niemand anders, als ihrem Harry. Und diesen Gedanken ausspinnend, sagte sie sich weiter: „Einen Hofmeister muß er jetzt haben! Ich werde es bei Heinrich schon durchsetzen! Der Unterricht der Predigtamtskandidaten genügt nicht. . . . Ist erst einmal das kleine Wesen, das nun auf dem Meraner Friedhof schlummert, vergessen, dann wird er Harry schon wieder als sein Kind betrachten.“

Eben kam Peter, wie absichtslos, zu ihr hinauf, die auf der jetzt prächtig mit Blumen geschmückten Veranda saß. Er taumelte ein wenig — ein entsetzlicher Mensch — sie traute ihm nicht recht. Zwar, er that, als sei er nicht gut auf Frau Bergmann zu sprechen, aber das schien ihr nicht aufrichtig.

„Sie haben doch wieder getrunken, Peter,“ verwies sie ihn.

„Nur so 'n klein bischen, gnädige Frau,“ meinte er treuherzig und fügte, wie zur Entschuldigung, hinzu: „Nur weil ich so bekümmert bin um das ganz kleine Junkerchen! — Und doch,“ nahm er nach einer kleinen Pause wieder das Wort, „wenn der liebe Gott es zu sich nehmen wollte — es wäre ein Glück für uns Alle! Habe ich nicht Recht?“

Charlotte wurde unwillkürlich roth. Wie dieser Mensch ihre geheimsten Wünsche errieth . . .

„Ach richtig,“ begann Peter wieder und kramte in seinen Taschen, „wir werden's ja gleich wissen — da ist eine Depesche, vom Herrn! Gewiß ist das kleine Junkerchen todt . . .“ Und noch immer eifrig wühlend, beobachtete er mit seinem pfiffig zusammengekniffenen Blick das Gesicht der Baronin schärfer, als diese auch nur ahnen mochte. Endlich zog er das zerknitterte Telegramm hervor — die gnädige Frau war durch das ganze Manöver so wirr geworden, daß ihr der mangelhafte Verschluß der Depesche gar nicht auffiel. Mit fieberhafter Hast sprang sie auf, öffnete sie und las, die Anwesenheit Peter's offenbar vergessend, mit lauter Stimme:

„Hurrah, mein kleiner Heinz ganz wohl. Ueberraschend entwickelt. Krampfanfall ganz vorbei, als ich kam. In einer Woche sind wir bei euch.“

Es war, als träfe sie ein Schlag; sie taumelte und mußte nach der Lehne eines der Bambussessel greifen . . . Peter durfte ihr doch um des Himmels willen nichts anmerken . . .

Ihr Traum hatte also gelogen, es war wirklich Alles aus!

Aber in demselben Augenblick kehrte ihre Fassung völlig zurück.

„Freue Dich, Harry,“ sagte sie zu dem Knaben, der sich am Fuße der Freitreppe im Peitschenknallen übte, „freue Dich, Dein kleiner Vetter kommt — ein ganz, ganz kleiner, niedlicher Vetter!“

„O, ich will, ich brauche keinen kleinen Vetter,“ meinte Harry, nur noch heftiger knallend. Das altkluge Kind ahnte deutlich, daß es besser für ihn sei, allein zu bleiben. —

Als der Baron von der „Hiobspost“ hörte, schnippte er mit den Fingern.

„Beweist gar nichts,“ sagte er. „Der kann immer noch draufgehen! Ich weiß es genau: es sterben reichlich vierzig Prozent aller Kinder!“

„Still, still,“ mahnte Charlotte. „Laß das Harry nicht hören!“

Der Baron war auf dem besten Wege, völlig zu versumpfen. Er machte jetzt gern wieder schöne Redensarten.

„Mir geht's wie dem Riesen Antäos, der seine Kraft in der Berührung der Mutter Erde wiederfand,“ faselte er. „Und wie ihn Herkules in der Luft schwebend erdrosselte, so hat mir dieser Bourgeois-Simson den Boden unter den Füßen weggezogen und schnürt mir nun die Kehle zu.“

Dabei trank er mehr als je — der Weinkeller Heinrich's war wieder reichlich versehen. Uebrigens war der Baron sonst längst bei minderwerthigen Getränken angelangt. Er zeigte sich auch in nüchternen Stunden ziemlich gleichgiltig, und auf Charlottens Schultern allein ruhte die Sorge um die Zukunft. —

An einem grau verhangenen Frühherbsttage brachte Heinrich Frau und Kind nach Rothhausen. Zwar Heinrich's sonnenhelle Herzensheiterkeit, seine strahlende Glückseligkeit durchdrang alle Nebel rings umher. Er begrüßte

die Anverwandten, als stände nichts, gar nichts zwischen ihnen.

Unnahbarer noch als zuvor, stolz und abweisend, war Irene. Sie hatte in Bezug auf ihr Befinden offenbar gelitten. Der späte Reiz, den das Glück der jungen Ehe noch einmal geweckt hatte, dieses zweite Erblühen war gewichen; bleich und fast hart waren ihre Züge geworden. Sie brachte ein dickes Baby mit, das Heinrich auf dem Arme trug. Er war fast komisch anzusehen, das feiste Wickelkind an sich drückend und Jeden zur Bewunderung seines Sprößlings herausfordernd.

In der That erregte das kräftige Kind allgemeines Erstaunen. Charlotte sagte ganz verwirrt: „Aber es hieß doch, Heinz sei so schwächlich?"

„Ja, er hat sich wunderbar herausgemustert," meinte Heinrich lustig. „Uebrigens, ich bin ja auch ein strammer Bursche — warum sollte er nicht?"

Man führte eine anspruchsvolle Kinderfrau mit sich, die Heinrich aus Wien hatte kommen lassen. Mit demselben Zuge waren, sorgfältig verpackt, ein höchst eleganter Wickeltisch, ein Badeapparat, und in Kisten und Kasten das ganze Um und Auf einer modernen Babyeinrichtung angekommen, von dem Soxhletapparat angefangen bis zu der sinnreich konstruirten Kinderwage, die das zuletzt aufgenommene Gewicht automatisch verzeichnete.

„Ich denke, ihr hattet eine Amme?" rief Charlotte.

„Irene hat sie bei dem letzten Krampfanfall des Kindes entlassen. Und jetzt geht's noch besser als zuvor!"

Harry betrachtete mißmuthig und spöttisch das kleine Kind.

„Und nicht wahr, Papa," sagte er wie ein echtes „enfant terrible", „ich bleibe aber doch der Erbe von Rothhausen?"

„Nein, nein, mein lieber Junge," versetzte Heinrich fest, „das bist Du nicht mehr — aber ihr werdet euch schon miteinander vertragen!"

Der Baron erinnerte daran, daß der Sekt, den er zum Frühstück hatte kalt stellen lassen, jetzt gerade die rechte Temperatur haben dürfte.

5.

Was hatte Heinrich mit seinen Verwandten vor? Wie sollte sich der ganz unhaltbare Zustand endgiltig lösen? Damit, daß man sie von Rothhausen entfernte, war die Sache eigentlich nur zum Theil geordnet. Was aber weiter? Irene erschien die ganze Sippschaft wie Schmarotzer, die man einfach hinauswerfen, sich selbst überlassen sollte. Charlotte war ihr widerwärtiger als je, und da sie nichts mehr glaubte verderben zu können, zeigte sie sich auch hochmüthiger, verletzender, als zuvor. Der Baron war gänzlich verdummt. Wiederholte Versuche Irenens, von ihm zu erfahren, wie er sich die Zukunft denke, hatten nichts genützt. Er umgab sich jetzt mit einer Art lächerlichem Fatalismus. So mußte sich Irene gedulden. Denn auch Heinrich machte nur geheimnißvolle Andeutungen. Er habe Jene anständig versorgt, ohne seine Familie nennenswerth zu schädigen.

Als sie eines Morgens mit Heinrich beim Frühstück saßen, gewahrte sie, wie ihr Mann, dem man jetzt die Post hierher brachte, sichtlich befriedigt einen der eben eingelaufenen Briefe bei Seite nahm und sich mit dem frohen Ausruf: „Nun ist auch das glücklich erledigt!" in sein Arbeitszimmer begab.

Irene wartete gespannt — was würde er ihr mitzutheilen haben? Aber es blieb so seltsam still in dem angrenzenden Gemach, und Heinrich mußte doch mit dem Lesen selbst eines umfangreichen Briefes längst zu Ende sein. Ein heißes Angstgefühl stieg in ihr auf, dieselbe athemraubende Beklemmung, die sie damals empfunden hatte, als Heinrich zum ersten Male einem Schwindelanfall unterlag. Kurz entschlossen trat sie ein, und ein entsetzlicher Anblick lähmte ihr die Zunge: da lag ihr Gatte, seiner ganzen Länge nach ausgestreckt auf dem Boden; nur der Teppich mußte das Geräusch des schweren Falles gedämpft haben. Mit halb ersticktem Aufschrei stürzte sie sich über ihn — aber da kamen auch schon Lebenszeichen.

Auf Heinrich's Pult stand nun schon seit Wochen ein Fläschchen mit Tropfen, deren Anwendung gegen solche Fälle von Herzschwäche zu helfen pflegte. Irene träufelte dem noch am Boden Liegenden vorsichtig eine schwache Lösung des Mittels ein, und das Leben kehrte nun ersichtlich wieder. Aus der krampfhaft geschlossenen Hand Heinrich's hatte Irene fast mit Gewalt ein Blatt Papier entfernen müssen, einen nur wenige Zeilen enthaltenden Brief, in welchem eine große Versicherungsgesellschaft mittheilte, daß sie dem Antrage Heinrich's leider nicht Folge zu geben in der Lage sei, da Herzleidende statutengemäß nicht versichert werden dürften.

Die erschreckte Frau mußte an sich halten, um nicht in Thränen auszubrechen. Sie verstand zwar nicht gleich, wie der reiche Mann von dem Bescheid so schwer betroffen sein konnte; sie kam auch im Augenblick nicht dazu, den Gründen nachzuspüren — nur das Eine ward ihr furchtbar klar: ihres Gatten Leben war bedroht! Jede starke Erregung, jeder Schrecken konnte sie zur Wittwe machen. O — sie hatte diesen Zustand schon an seinen ersten Aeußerungen erkannt — war doch ihr armer Vater, ein Mann von kaum sechsunddreißig Jahren, eines Mittags vor ihren Augen todt vom Stuhl gesunken und nicht wieder zum Leben erwacht! Dieselben Symptome aber, dies jähe Erbleichen, dieses Ausbrechen kalten Schweißes und in demselben Augenblick ein Zusammenbrechen, als sei der ganzen Gestalt urplötzlich jeder Halt genommen — das Alles hatte sie bei dem ersten Anfall beobachtet, der ihren Gatten kaum zwei Monate nach der Hochzeit ergriffen. Und wie sich allgemach ihr Entsetzen löste, als Heinrich, schwach lächelnd, wieder auf seinem Divan ruhte, so gewährte ihr andererseits ein Gedanke beruhigende Erleichterung, ein Gedanke freilich, dem sie jetzt nicht, und vielleicht niemals würde Ausdruck geben dürfen. Nur in ihrem tiefsten Innern sagte sie sich: „Ich hatte nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, zu schweigen! Er durfte es nicht erfahren — es hätte ihn getödtet!"

Heinrich hatte sich wieder erholt und versuchte schon wieder zu scherzen. „Zu dumm," meinte er, „wie man sich so in's Bockshorn jagen lassen kann!" Mit wenigen Worten erklärte er ihr den Zusammenhang. Er hatte seine Verwandten entschädigen wollen durch Aufnahme einer Lebensversicherung. Nun, diese seine Absicht sei zwar mißglückt — es überflog ihn noch ein leichter Schauer, eine letzte Nachwirkung des Anfalls — aber das habe ja eigentlich bei seinem Vermögen nichts zu bedeuten. Und der Gute zog aus einem Geheimfache seines Schreibtisches ein kleines Hauptbuch hervor, einen bis in die jüngsten Tage hineinreichenden Ueberblick seiner finanziellen Lage: er war ein reicher Mann und blieb es auch, wenn er eine namhafte Summe für die Familie seiner Schwester aussetzte.

Irene ließ ihn nicht zu Ende reden. Wahrhaftig, diese ganze Frage hatte sie niemals ernstlich beschäftigt. Besaß sie doch selbst Vermögen und kannte sie doch vor Allem ihren Mann! Niemals war ihr auch nur das allerleiseste Bedenken gekommen. Nur um ihn selbst war es ihr zu thun, um diesen besten aller Gatten, um den Mann, dem sie aus freiester, innerer Herzenswahl gefolgt war. Sie brach in leidenschaftliche Zärtlichkeit aus. Ach — wenn er doch arm wäre! So arm, wie sie einst gewesen, da er ihr seine erste Jugendneigung entgegentrug — so arm, daß nichts, gar nichts sich jemals zwischen sie Beide stellen könnte! Und in ihrer liebevollen Fürsorge für ihn versprach sie, niemals etwas gegen die Verwandten zu unternehmen.

Es schien auch, als sollte sich das Verhältniß zwischen den beiden Parteien ein wenig besser gestalten. Irene wenigstens gab keinerlei Veranlassung mehr zu irgend welchen Reibungen, sie ging auf in zärtlicher Hingabe an ihren Gatten. Dieser aber, in der Abfindungsangelegenheit völlig mit sich klar geworden, genoß sein Vaterglück in vollen Zügen; er sah seinen Sohn erblühen von Tag zu Tag.

Unablässig um Frau und Kind bemüht, in fast komischer, wenn auch zugleich rührender Weise sich um jede Kleinigkeit selbst kümmernd, hatte Heinrich an dem ersten kühlen Tage angeordnet, daß das Kinderzimmer geheizt werde — nur mit Holz, wie er ausdrücklich hinzufügte. Dann war er mit seiner jetzt wieder recht leidenden Gattin ausgefahren.

Charlotte betrat das Zimmer des schlafenden Kindes. Immer tiefer hatte sich der Groll in ihre Seele gegraben — jener giftige, vor nichts zurückschreckende Groll, der um so zehrender wird, je ohnmächtiger er ist.

Sie sah das Holzfeuer im Ofen, und ein abscheulicher Gedanke stieg in ihr auf. Die Wärterin war eben im Waschhause beschäftigt — Charlotte glaubte sich sicher. Vor dem Kamin des anstoßenden Salons stand ein gefüllter Kohlenkasten; mit eigener Hand warf sie ein paar große Steinkohlen in die hell flackernden Holzflammen und ließ die Luftklappe zufallen. Dann verschwand sie, leise und vorsichtig, wie sie gekommen war.

Aber schon nach kurzer Zeit trieb sie eine brennende Gewissensqual zurück an den Ort des geplanten Verbrechens, um schnell die Klappe wieder zu öffnen. Da trat ihr, dumm lächelnd, als sei er wieder nicht ganz nüchtern, Peter entgegen. Er war ihr bereits zuvorgekommen — für diesmal war der kleine Heinz gerettet.

Charlotte hatte gelernt, sich zu beherrschen; sie ließ sich auch jetzt nichts anmerken. Und Peter konnte ja auch keine Ahnung von dem Sachverhalt haben.

In der That, er wußte nichts. Nur Verdacht hegte er gegen die Gnädige — immerwährenden Verdacht. So war er ihr leise gefolgt, als er sie vorher den langen, halb dunklen Gang betreten sah, der die beiden Schloßflügel miteinander verband. Und grinsend sagte er: „Denken Sie blos, gnädige Frau, der Peter ist schon wieder betrunken! Aber nur ein ganz klein bischen — wirklich! Denn so lange der Mensch noch riechen kann, ist's noch nicht allzu schlimm. Und hier roch es nach Rauch — nicht wahr, Gnädigste? Da dachte ich, die Klappe wird wohl zugefallen sein — von selber! — und ich machte sie wieder auf — denn so jung braucht das Junkerchen noch nicht an Rauch gewöhnt zu werden. . . . Aber wissen Sie, Gnädige, dem Herrn wollen wir kein Sterbenswort davon sagen. Es könnte ihn doch verdrießen." Und er schwankte hinaus. —

Als Heinrich kurz vor Tische mit seiner Gattin zurückkehrte, fanden sie die Wärterin ängstlich um den kleinen Heinz bemüht. Unerklärlich, warum das Kind so blaß, so theilnahmslos war.

„Was ist ihm nur geschehen?" fragte Irene ganz besorgt.

Unterdessen war Heinrich in sein Arbeitszimmer getreten und wieder, wie schon einmal, fand er einige Papierschnitzel auf dem Schreibtisch liegen. Aergerlich klingelte er nach Peter — so heftig, daß Irene schnell herbeikam.

„Mein Gott," rief sie, einen Blick auf die

Papierstückchen werfend, „das ist ja meine Handschrift! Das sind ja Theile jenes Briefes, den Du nicht erhalten hattest, und von dem Du glaubtest, Harry habe ihn zerrissen!"

„Wie kommt das plötzlich auf meinen Schreibtisch?" fuhr Heinrich den Diener an.

Peter schnitt eines seiner dümmsten Gesichter.

„Entschuldigen Sie, Herr Bergmann, die Schnitzel haben in der Tasche des alten Livreerockes gesteckt, den ich da anhabe — sehen Sie" — und er fuhr in die Rocktasche — „da ist noch solch' ein Eckchen. An der neuen Livree sind nämlich die Knöpfe lose ..."

(Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau im Berner Oberland.

(Mit Bild auf Seite 129.)

Die Vorarbeiten der wissenschaftlichen Kommission für die von Guyer-Zeller in Zürich geplante Anlage einer Bahn auf die Jungfrau sind in vollem Gange. Situationsplan und Längenprofil der ersten Theilstrecke (Scheidegg—Mönch) sind fertig und liegen sammt den Grunderwerbungstabellen in den Gemeinderathskanzleien Lauterbrunnen und Grindelwald auf. Wir bringen auf S. 129 eine Ansicht dieses pyramidal geformten, von Gletschern rings umgürteten und mit blendend weißem Firn bedeckten Bergkolosses der Finsteraarhorngruppe im Berner Oberland. Der Berg fällt gegen Norden steil ab in das Trümletenthal, der Wengernalp gegenüber; nach Osten und Südosten fallen gleichfalls steile Hänge zum Eismeer der Berner Alpen; der nordwestliche Fuß, Stellifluh, ruht im Lauterbrunnenthal. Der ganze herrliche Bau (4167 Meter hoch) wird durch zwei gegen Nordwesten vorgelagerte mächtige Bergstufen, das Silberhorn (3690 Meter) und das östlich daneben liegende Schneehorn (3415 Meter), in seinem architektonischen Eindruck noch mehr gehoben. Die geplante Bahn wird bei Station Scheidegg (2066 Meter) beginnen, um in einer Länge von 12,3 Kilometer als Zahnradbahn bis fast auf den Gipfel geführt zu werden. Von dieser Strecke werden aber nur die ersten beiden Kilometer eine offene Bahn bilden, die übrige, 10,3 Kilometer lange Strecke dagegen in fünf Tunnels, die nur kurze Unterbrechungen haben, durchfahren werden. Die Wasserkräfte zum elektrischen Betrieb werden den Lütschinen entnommen.



Eskimofrau mit ihrem Kinde.

Aus dem Leben der Eskimos.

(Mit 3 Bildern.)

Durch die Spannung, mit der man den weiteren Nachrichten über das Ergebniß der Polarexpedition Frithjof Nansen's entgegensieht, und durch den Plan des schwedischen Oberingenieurs Andrée, den Nordpol im Luftballon zu erreichen, ist das allgemeine Interesse auf die nördlichste Region unseres Erdballes gerichtet. Die Völkerfamilie, welche ihre Wohnsitze am weitesten gegen den Nordpol vorgeschoben hat und sich auf sämmtlichen Inseln und Küsten des arktischen Amerika und auf den im Norden vorliegenden Polarländern (Grönland) findet, ist die der Eskimos, die sich selbst Innuit (d. h. Menschen) nennen. Ein untersetzter, kleiner Körper, ein großer Kopf, breites Gesicht, kleine schwarze Augen, breite Nase und dicke Lippen charakterisiren sie. Die Kleidung der Eskimos, aus Pelzrock, Pelzhose und Pelzstiefeln bestehend, ist bei Männern und Frauen gleich, nur ist bei Letzteren die Kapuze, welche bei schlechtem Wetter über den Kopf gezogen wird, bedeutend weiter, damit nämlich noch ein Kind darunter Platz findet (siehe das obere Bild). Wenn sie auf der Jagd sind, weit entfernt von ihren gewöhnlichen Wohnstätten, bauen sie sich Schneehütten, wie eine solche das Bild unten links veranschaulicht. Sie hat ein Kuppelgewölbe aus meterlangen und 50 bis 75 Centimeter breiten Schnee- oder Eistafeln, die kreisförmig neben- und übereinander aufgesetzt werden, bis oben eine besonders schöne Schlußtafel die Kuppel eindeckt. Dann wird nach Süden zu eine 60 Centimeter hohe und breite Oeffnung eingeschnitten und davor eine kleine viereckige Vorhalle angebaut, durch die man kriechend in das Innere gelangt. Die Eskimos leben meist von rohem Fleische, das ihnen Robben (siehe das untere Bild rechts), Fische und Walrosse liefern.

Timon von London.

Erzählung von **Felix Lilla.**

(Nachdruck verboten.)

Der besuchteste Londoner Tabaksladen im Jahre 1610 war der in Fleetstreet belegene des würdigen Marmaduke Tingle, bei welchem die Stutzer des Hofes und der Stadt, sowie die vielen Schauspieler der nahe belegenen Theater den Bedarf für ihre Pfeifen kauften.

Der Kundenzulauf, welcher Tingle's Geschäft so herrlich gedeihen ließ, hatte wohl außer den guten Tabaksorten und der gewinnenden Persönlichkeit des Händlers noch eine andere verlockende Ursache, und diese war seine reizende, achtzehnjährige Tochter Phöbe, so genannt nach der gleichnamigen Schäferin in Shakespeare's



Eskimo beim Bau einer Schneehütte.

Eskimo, auf Robben lauernd.

„Wie es euch gefällt!" Denn Tingle gehörte zu den eifrigsten Bewunderern des Dichters.

Phöbe half häufig mit im Laden. Es sah sehr hübsch aus, wenn sie Tabak abwog oder fein schnitt oder mit glühender Wachholderkohle einen jungen Herrn bediente. Dadurch bezauberte sie viele leicht entflammbare Herzen. Wie viele angenehme Scherze wurden über die glühenden Kohlen und ihre glänzenden Augen gemacht! Phöbe lachte darüber. Nur ein Einziger vermochte durch seine Worte Eindruck auf sie zu machen. Dieser hieß Reginald Danger und war ein junger Schauspieler.

Zur Zeit unserer Erzählung war „Timon von Athen" als neuestes Meisterwerk Shakespeare's das einträgliche Zugstück, welches jeden Nachmittag die Räume des Blackfriars-Theaters bis auf den letzten Platz füllte. Die Vorstellungen fingen nämlich damals um drei Uhr Nachmittags an. In diesem Stücke spielte Phöbe's Geliebter die Rolle des treuen Hausverwalters Flavius.

Reginald Danger's Vater hatte vordem auch jahrelang diesem Theater als Darsteller angehört bis zu seinem im April 1609 erfolgten Tode. Ueber ihn waren seinerzeit bei den Schauspielern seltsame Gerüchte in Umlauf gewesen. Man behauptete, daß „Danger" nicht sein wahrer Name sei; er sollte, wie man sagte, ein heruntergekommener Edelmann sein, und man hatte davon gemunkelt, daß ein Umstand eigener Art Humphrey Danger zur Bühne getrieben haben müsse. Es mußte, wie man meinte, eine dunkle That, eine geheimnißvolle Schuld auf seiner Seele gelastet haben, denn er war ein finsterer, verschlossener Charakter, und in sein Geheimniß habe er Niemand eingeweiht, als William Shakespeare, den großen Seelenkundigen.

— — — — — — — — — —



Zwiegesang. Gedicht von R. Reinick. Originalzeichnung von H. Merté.

Es war ein rauher Oktobertag. Der Wind pfiff durch die Straßen von London und rüttelte an den grotesken Blechschildern, die an eisernen Stangen vor den Kaufläden hingen.

In Tingle's Laden war nur ein einziger Besucher anwesend, freilich gerade derjenige, welcher Phöbe der liebste war, nämlich Reginald Danger. Der junge Schauspieler stopfte sein Pfeifchen zum zweiten Male, zündete es an und sagte dann, die niedliche Verkäuferin zärtlich anblickend:

„O Phöbe, ich bitte Dich, rufe Deinen Vater und Deine Mutter herbei!"

„Wozu denn?" fragte sie schelmisch.

„Ich will endlich ernstlich mit ihnen reden und um Deine Hand anhalten, da ich Dein Herz schon längst gewonnen habe."

„Wirklich, Du Lieber?"

„Ja, wir müssen endlich Ernst machen, mein Schatz."

Phöbe lief durch eine Hinterthüre des Ladens und kam gleich darauf mit ihren Eltern zurück.

„Nun, was gibt es denn so Wichtiges?" fragte Tingle.

„Sir," sagte Reginald, „wie Ihr wohl bemerkt haben werdet, liebe ich Eure Tochter, und Phöbe liebt mich wieder. So ist es denn unser Wunsch, für's Leben vereinigt zu werden. Deshalb bitte ich um Eure Einwilligung und Euren Segen!"

„Hm, hm!" brummte der würdige Tabakshändler mit heiterem Lächeln, „ich vermuthete fast so etwas."

Seine Frau rückte ihre große Haube zurecht und rief: „Wie? „Was höre ich? Phöbe, ist das wahr?"

„Er sagt die Wahrheit, Mutter!"

„Guter Gott! Das ist also die Folge davon, Marmaduke, daß Du Deine Tochter zum Ladenmädchen gemacht hast, anstatt irgend eine andere hübsche Mamsell dafür anzustellen. Also in einen Schauspieler hast Du Dich verliebt, unbesonnenes Kind!"

„Ja, Mutter. Schau ihn doch an! Ist er nicht ein Mann, in den man sich verlieben kann?"

„Bethörtes Mädchen, höre wohl auf meine Worte: alle Schauspieler sind auf ewig verdammt, denn das eitle Komödienspiel ist Teufelswerk; so spricht der ehrwürdige Mr. Squintum!"

„Das ist ganz verkehrt, was Squintum sagt," sprach der Tabakshändler. „Die Schauspieler sind ehrliche und lustige Leute — sie gehören mit zu meinen besten Kunden."

„Phöbe, ich gebe meine Einwilligung nicht!" rief Frau Tingle energisch. „Was würde Mr. Squintum dazu sagen? Mit einem Komödianten würde er Dich gar nicht trauen wollen."

„Dann lassen wir uns bei einem Anderen trauen!"

„Sei nur ruhig!" rief ihr Vater. „Ich habe gar nichts gegen die Komödianten einzuwenden!"

„Also seid Ihr mit meiner Werbung wohl zufrieden, nehme ich an!" sagte Reginald.

„Nein, Sir! Ihr seid mir nicht bedeutend genug als Schauspieler! Ja, wenn der große Burbadge käme, um Phöbe zu heirathen, oder gar Shakespeare selbst, dann sagte ich gewiß nicht nein. Beide sind reich. Aber Ihr — habt Ihr Vermögen?"

„Nein."

„Nun also! Ihr seid ein armer Schlucker — habt nur ein Wochengehalt von fünfzehn Schillingen vielleicht —"

„Achtzehn Schillinge sind's doch!"

„Die genügen aber nicht für einen Hausstand, wie ich für meine Phöbe einen wünschen muß."

Reginald ließ betrübt den Kopf hängen; doch heiter und wohlwollend sah der Tabakshändler ihn an.

„Nun, so hört, junger Mann! Ich habe einen Vorschlag zu machen. Ihr müßt die Schauspielerei an den Nagel hängen! Daß Ihr arm seid, macht nichts. Ich war auch arm, als ich anfing, und durch den Handel mit Tabak bin ich zu Vermögen gekommen. Ihr tretet also in's Geschäft ein, werdet Tabakshändler und heirathet meine Phöbe!"

„Ein herrlicher Gedanke!" rief das junge Mädchen jubelnd. „Wie glücklich werden wir sein!"

„Liebe Phöbe, verzeihe," stotterte Reginald in offenbarer Verlegenheit, „ich kann — ich weiß nicht, ob —"

„Was ist denn?" fragte Tingle. „Behagt dem jungen Herrn mein wohlgemeinter Vorschlag etwa nicht?"

„Ach, ich fürchte, der Theaterteufel hält ihn zu fest in den Klauen," seufzte die Frau des Tabakshändlers.

„Reginald, so sprich doch!" flüsterte Phöbe besorgt.

„Mein theures Herz, ich kann unmöglich Tabakshändler werden."

„Aber warum denn nicht?" fragte sie. „Ich meinte, mir zu Liebe wärest Du bereit, Alles zu thun."

„Ich kann nicht Tabakshändler werden — es ist unter meiner Würde, Phöbe!"

„Ach so!" hauchte sie, „ich wußte freilich nicht, daß Du ein so hoher Herr bist!"

„Haha!" lachte Tingle spöttisch. „Also wir sind dem schmucken Herrn zu geringe Leute, so scheint es. Meine Tochter und mein Geld will er wohl haben, aber meinen Stand verachtet er. Und was ist er denn selbst? Ein Komödiant mit achtzehn Schillingen Wochenlohn, das heißt, ein Mensch ohne Grundbesitz, ohne Vermögen, ohne Bürgerrechte, ja vielleicht ohne Namen!"

„Mr. Tingle!" rief erbleichend der Jüngling.

„Sprechen wir immerhin über diese Sache! Ich habe allerlei gehört von dem, was darüber gemunkelt wird. Man sagt, Danger sei gar nicht Euer wirklicher Name, Ihr wäret ein Adeliger oder doch der Sohn eines solchen. Ist das so?"

„Das ist wahr, Sir!"

„Ihr habt also, wie man annehmen muß, Gründe, Euch Eures wirklichen Namens zu schämen."

„Es ist das ein Geheimniß, welches ich nicht enthüllen darf."

„Ich liebe solche Geheimnisse nicht. Derjenige, der mich zum Schwiegervater haben will, soll mich und meinen Stand achten, seinen Namen und seine Herkunft nicht verbergen; das merkt Euch, junger Herr!"

„Ja, Reginald!" rief auch Phöbe. „Wenn ich Deine Frau werden soll, so darfst Du vor mir keine Geheimnisse haben."

„Geliebte Phöbe, Du hast wohl Recht!" sagte der junge Mann zärtlich. „Mr. Tingle, ich verachte Euren Stand nicht, aber ich kann gleichwohl nicht Tabakshändler werden. Ja, ich bin der Sohn eines Mannes von Stande und habe Aussicht, einmal als rechtmäßiger Erbe ein großes Gut in Lincolnshire zu erlangen, wenn ein alter Onkel, der mich haßt, sich mir zum Possen nicht noch verheirathet. So sind also meine Angelegenheiten beschaffen. Weiteres darf ich nicht offenbaren. Aber weist mich nicht ab, ich bitte Euch, gebt mir wenigstens einige Tage Bedenkzeit! Guten Rath will ich erbitten von einem väterlichen Freund, der mein Geheimniß kennt."

„Und wer ist dieser väterliche Freund?" fragte Tingle.

„William Shakespeare."

„Ei, ist's der erstaunliche Poet?" rief der Tabakshändler. „Ja, das glaube ich wohl, dieser große Welt- und Menschenkenner wird Euch freilich den besten Rath ertheilen können."

„Also Geduld, süße Phöbe! Zürne mir nicht, sondern behalte mich lieb. In einigen Tagen komme ich wieder, um Dir meinen Entschluß mitzutheilen."

Darauf verließ Reginald den Laden. Gradewegs ging er nach dem Blackfriars-Theater, wo man eben die Vorbereitungen zur Vorstellung traf.

Er fragte den Schauspieler Burbadge, der als Regisseur fungirte und selbst den Timon spielte, nach Shakespeare. Der Dichter war nicht da, schon seit einiger Zeit trat er nicht mehr als Schauspieler auf, sondern war nur noch als Autor und Direktor thätig. Ein Theaterdiener näherte sich und sagte zu Danger: „Ich habe einen Brief von Mr. Shakespeare für Euch, Sir!"

Reginald öffnete den Brief und las Folgendes: „St. Johnsstraße, 12. Oktober 1610, Mittags.

Mein lieber Reginald Danger!

Da ich bei der heutigen Vorstellung meines ‚Timon' nicht zugegen sein werde, habe ich nicht Gelegenheit, Euch im Theater zu sehen. Ich wünsche Euch aber etwas Wichtiges mitzutheilen. Kommt heute Abend nach Beendigung der Vorstellung in die ‚Sirene', wo Ihr antreffen werdet

Euren dienstwilligen Freund

Wm. Shakespeare."

„Wie gut sich das trifft!" murmelte der junge Schauspieler erstaunt. „Ich will von ihm guten Rath erbitten, und er hat mir Wichtiges mitzutheilen! Da bin ich doch wirklich neugierig!"

Und er ging in die Garderobe, um sich in das Kostüm seiner Rolle zu kleiden. Nach geraumer Zeit erschien er auf der Bühne als Flavius, als der treue Hausverwalter des zuerst edlen und großmüthigen und nachher wie toll rasenden und ganz verrückten Timon von Athen.

— — — — — — — — —

Gegen acht Uhr Abends ging Reginald Danger mit dem Schauspieler Lowin nach der Freitagstraße, wo die damals so berühmte Taverne „Zur Sirene" sich befand. Beide traten in den großen Saal. An einem mit Weinkannen wohlbesetzten Tische saßen bei anderen Zechern die Dichter Ben Jonson und Beaumont. Man sprach eifrig über „Timon von Athen" und auch über Jonson's neuestes Lustspiel „Der Alchemist".

Beide Ankömmlinge setzten sich zur Gesellschaft, nachdem Reginald erfahren hatte, daß Shakespeare noch nicht angekommen sei.

Zehn Minuten später erschien der Dichter mit Richard Burbadge und John Fletcher, die ihn aus seiner Wohnung abgeholt hatten. Diese Drei führten gemeinschaftlich die Direktion und waren auch die Haupteigenthümer der Blackfriars- und Globe-Theaterunternehmung.

Der große Dichter war damals sechsundvierzig Jahre alt und sah etwas abgespannt und müde aus.

„Wir haben zuerst Geschäftliches zu besprechen," sagte er zur Gesellschaft. „Freund Danger, gut, daß Ihr da seid! Kommt mit uns!"

Die Drei traten in ein anstoßendes Zimmer und Reginald folgte ihnen.

Nun sagte der Dichter: „Freunde, heute Morgen erhielt ich ein wunderliches Schreiben von dem stadtbekannten Einsiedler in der Ludgatestraße."

„Von dem verrückten Welby?" fragte Burbadge.

„Ja, von ihm selbst. Aber er schreibt doch recht vernünftig."

Shakespeare schaute Reginald Danger an, der ganz blaß geworden war. Er lächelte ihm freundlich und ermuthigend zu, zog aus einer Tasche seines Wammses einen Brief, entfaltete denselben und las Folgendes:

„Ludgatestraße, Welbyhouse, den 9. Okt. 1610.
Mr. Henry Welby, Esquire, an Mr. William Shakespeare, den vortrefflichen Poeten.

Mein werther Herr!

Wundert Euch nicht, daß ‚Timon von London', wie das Volk mich seit dem Erscheinen Eures neuesten Stückes nennt, an den Dichter des ‚Timon von Athen' schreibt! Seit Jahren lese ich alle neu herauskommenden Schriften, mit besonderer Begier aber alle poetischen. Von allen neuen Schauspielen, die ich gelesen, hat keines mein Interesse so erregt, wie ‚Timon von Athen'. Ich möchte dasselbe auch dargestellt sehen. Da aber, wie Ihr wohl wisset, ein feierliches Gelübde mich bindet, so daß ich meine Gemächer in Welbyhouse nur todt und im Sarge liegend verlassen darf, so ist mein Wunsch, daß Ihr eine Privatvorstellung Eures ‚Timon' für mich allein in der großen Halle meines Hauses veranstaltet. Dafür biete ich eine Vergütung von hundert Pfund Sterling. Die Vorstellung in meinem Hause könnte übermorgen stattfinden. Lasset mir, werther Herr, baldigst Eure Antwort zukommen. Ich bin mit aller schuldigen Achtung

Euer dienstwilliger
Henry Welby, Esquire."

Die drei Direktoren sahen sich an.

„Was meint ihr dazu?" fragte Shakespeare. „Sollen wir uns auf dies gute Geschäft einlassen?"

„Ei, gewiß!" rief Burbadge lachend. „Machen wir doch dem originellen Herrn das Vergnügen!"

„Ich bin auch dafür," sprach Fletcher.

„So sende ich ihm noch heute Abend Nachricht, daß wir morgen Nachmittag bei ihm spielen wollen."

„Das ist unnöthig, Freund William," sagte Fletcher. „Ich selbst gehe sogleich hin zu dem alten Herrn, um die Halle zu besichtigen und darnach die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Auch will ich bekannt machen lassen, daß morgen im Theater keine Vorstellung stattfindet."

Fletcher entfernte sich eiligst, um nach der Ludgatestraße zu gehen. Burbadge begab sich in den Saal zur Gesellschaft. Shakespeare und Reginald Danger blieben im Zimmer zurück.

„Sir," sprach erregt der junge Mann, „Ihr werdet begreifen, daß ich morgen in Welbyhouse den Flavius nicht spielen kann."

„Im Gegentheil, mein Freund, Ihr werdet morgen den Flavius spielen und Euch alle Mühe geben, die Rolle recht charakteristisch, wahr und rührend darzustellen."

„O, Sir, Ihr wißt doch —"

„Ich kenne das Geheimniß Eurer Familie, da Euer Vater mir Alles berichtete. Ich weiß, daß Euer Onkel Henry Welby ein Gelübde abgelegt hat, niemals mehr seinen Bruder und dessen Familie zu sehen. Das ist aber schon viele Jahre her. Wie denn nun, wenn sein Haß mittlerweile einer milderen Gesinnung gewichen wäre?"

„Ich verstehe nicht recht, was Ihr meint."

„Ich bin überzeugt, Henry Welby weiß recht gut, daß der Sohn seines Bruders als Schauspieler zur Blackfriars-Truppe gehört. Und ich bin ferner überzeugt, daß ihm weniger an meinem ‚Timon' gelegen ist, als vielmehr daran, den Flavius zu sehen. Das ist ja nicht gegen sein Gelübde."

„Ach, Sir, ich bin von alledem wie betäubt," stammelte Reginald. „Und ich wollte Euch in einer ganz anderen Angelegenheit um Rath fragen."

„So fragt getrost!"

„Ich liebe Phöbe Tingle in Fleetstreet, die Tochter des Tabakshändlers, und sie darf auch die Meinige werden, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Bühne verlasse und ein ehrsamer Tabakshändler werde. Was soll ich nun thun?"

Der Dichter lächelte. „Ruhig abwarten, das ist mein Rath! Eures Onkels Absicht glaube ich zu durchschauen. Vielleicht seid Ihr morgen Abend wieder Edelmann, ein Squire, Besitzer eines schönen Gutes in Lincolnshire. Aber dies vor Allem: spielt mit ergreifender Wahrheit in Welbyhouse den Flavius!' . . .

— — — — — — — — — — —

Welbyhouse war damals in der Ludgatestraße das ansehnlichste Gebäude, geräumig und prunkvoll eingerichtet, ein richtiger Herrensitz.

In diesem Hause wohnte seit dem Jahre 1598 der in ganz London bekannte Menschenfeind Mr. Henry Welby, nur bedient von einer alten Magd und einem alten Lakaien, die schweigend ihren Dienst verrichteten, so daß stets Todtenstille im Hause herrschte.

Welby hatte einen jüngeren Bruder Namens Humphrey besessen, der bei der Erbtheilung nach dem Tode der Eltern nur karg abgefunden worden war, wie das gewöhnlich bei den jüngeren Söhnen in England der Fall ist. Aber Henry gab dem Bruder vollauf Geld, so daß er in London ein lustiges Leben führen konnte. Dennoch war Humphrey, der sich früh verheirathet hatte, indessen der ältere Bruder unvermählt blieb, dafür nicht dankbar, trachtete ihm vielmehr nach dem Leben, um in den Besitz des Gutes zu gelangen. Sein Anschlag mißlang zwar, aber auf Henry Welby machte dieser Vorfall einen so erschütternden Eindruck, daß er schwur, niemals den Bruder oder dessen Familie wiedersehen zu wollen. Vor den Richter brachte er den Ruchlosen nicht, aber entzog ihm fortan jede Unterstützung.

Bald hatte Humphrey sein letztes Geld durchgebracht; von der Noth dazu getrieben ging er zum Theater, wo er mit Erfolg spielte, denn er war ein schöner und gewandter Mann. Als Schauspieler nannte er sich Danger. Sein Sohn Reginald, der Held unserer Erzählung, war beim Theater geblieben, da er sonst nichts Besseres anzufangen gewußt hätte. Er wagte es nicht, sich an seinen unzugänglichen reichen Onkel zu wenden. Henry Welby hatte sich als Menschenfeind in Welbyhouse eingeschlossen, und das Volk nannte ihn den „Timon von London", obgleich der stille Einsiedler mit dem rasenden „Timon von Athen" doch eigentlich keine Aehnlichkeit hatte.

Nun wollte also der stille Timon den rasenden Timon sehen. Derartige Privatvorstellungen waren damals nichts Ungewöhnliches. Zuweilen wurden sogar eigens Stücke dafür geschrieben.

Die Vorbereitungen in der großen und hohen gewölbten Halle von Welbyhouse waren bald getroffen, denn das Dekorationswesen der Bühnen war damals sehr einfach. Dagegen waren die Kostüme sehr prächtig von Sammet und Seide, auch an Tressen und Spitzen, an Federn und Bändern und falschen Brillanten fehlte es nicht.

Die Vorstellung begann.

Shakespeare lehnte sinnend in einer Ecke und betrachtete aufmerksam den Einsiedler, der als einziger Zuschauer in einem anstoßenden Zimmer saß und durch die geöffnete Thüre in die nun in ein Theater verwandelte Halle blickte.

Henry Welby — 1555 geboren — war damals fünfundfünfzig Jahre alt und ein stattlicher Herr mit melancholischem und würdevollem Gesichtsausdruck.

Burbadge spielte mit gewohnter Meisterschaft den rasenden Timon. Anscheinend mit größter Aufmerksamkeit folgte der seltsame Zuschauer dem Spiele.

Die Schlußscene des vierten Aktes schien ihn besonders zu rühren, als Flavius, der treue Hausverwalter, den ehemaligen Gebieter im Walde aufsucht, und Timon, der sonst die ganze Menschheit verflucht, in ihm den einzig Redlichen und Treuen erkennt, ihn deshalb von dem allgemeinen Fluche ausnimmt und ihn segnet.

Reginald spielte den Flavius mit ergreifender der Wahrheit. Henry Welby wischte sich eine Thräne aus dem Auge und murmelte in den grauen Bart: „Wer so spielt, der kann unmöglich ein Bösewicht sein! Der arme Junge kann ja doch nichts dafür, daß sein Vater ein Schurke war!"

Es folgte der fünfte Akt, der rasch zu Ende gespielt wurde.

Der Einsiedler winkte den Verfasser des Stückes zu sich, und Shakespeare trat zu ihm in das Zimmer.

„Mein großer Meister," sagte Henry Welby, „ich danke Euch für den auserlesenen Kunstgenuß, den Ihr mir verschafft habt. Bitte, nehmt die vereinbarten hundert Pfund Sterling in Empfang!"

„Ich danke Euch!" versetzte der Dichter und Direktor, indem er die Goldstücke einstrich. „Und darf ich fragen, hat Burbadge's Meisterspiel Euren Beifall gefunden?"

„Burbadge ist ein großer Künstler, aber Derjenige, welcher die Rolle des Flavius spielt, hat mir noch besser gefallen."

„So erlaubt, daß ich Euch den jungen Mann vorstelle!"

„Nein, das kann nicht sein! Ein Gelübde bindet mich — ich will ihn nicht sehen! Ich kenne ihn nur als Flavius und das genügt. Bitte, Sir, gebt ihm dies!"

Er überreichte Shakespeare einen versiegelten dicken Brief und verabschiedete sich dann schnell.

Unterdessen hatten die Schauspieler sich umgekleidet und kamen nacheinander zum Vorschein.

Reginald sandte einen schüchternen Blick nach der noch geöffneten Thüre, wo Welby seinen Platz gehabt hatte. Der Einsiedler war verschwunden.

Da näherte sich Shakespeare dem jungen Manne und sagte lächelnd: „Timon von London hat mir dies für Euch gegeben. Ich möchte wohl glauben, daß meine Ahnung sich jetzt als zutreffend erweist!"

Mit zitternden Händen öffnete der Jüngling den dicken Brief. Eine Urkunde war der Inhalt, ein rechtsgiltig ausgefertigtes Dokument, durch welches Henry Welby seines verstorbenen Bruders Humphrey Sohn Reginald zum Besitzer des Gutes in Lincolnshire einsetzte unter der Bedingung, daß er alljährlich die Hälfte der Einkünfte an seinen Onkel in London zu senden habe.

— — — — — — — — — — —

Von dieser erfreulichen Veränderung seiner Glücksumstände setzte Reginald natürlich sogleich die geliebte Phöbe und deren Eltern in Kenntniß, und mit Freuden gab nun der würdige Tabakshändler seine Einwilligung zur Verlobung.

Bald fand die fröhliche Hochzeit statt, zu deren Feier auch Shakespeare, Burbadge und andere Mitglieder der Blackfriars-Bühne eingeladen waren.

Auf dem schönen Gute in Lincolnshire lebten Reginald und Phöbe fortan sehr glücklich. Seinen Onkel sah Reginald erst wieder, als dieser im Sarge lag. Der stille „Timon von London" starb — vierundachtzig Jahre alt — am 29. Oktober 1639, nachdem er einundvierzig Jahre in der freiwillig gewählten Einsamkeit zugebracht hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie Menschen sterben. — Als die Mutter Goethe's, die humoristische Frau Rath, ihr Ende nahen fühlte, ließ sie, wie es einer guten deutschen Hausfrau zukommt, ihre letzte Sorge die Ehre ihrer Wirthschaft sein. Sie schrieb ihren Mägden noch den ganzen Todtenschmaus bis auf die Weinsorten und die Größe der zu backenden Brezeln vor, indem sie in Bezug auf die letzteren einschärfte: ja nicht zu wenig Rosinen zu nehmen. Eine solche Knickerigkeit, meinte sie, die sie sich im Leben nie habe zu

Schulden kommen lassen, würde ihr auch nach dem Tode nur Schande bringen müssen. Da ihre Krankheit so unerwartet und plötzlich kam, geschah es, daß sie noch kurz vorher eine Einladung zu einem Kaffee erhielt. Sie ließ sagen: „Die Frau Rath habe keine Zeit zu kommen, sie müsse alleweil sterben."

Aehnlich, nur frivoler, benahm sich die berühmte Schauspielerin Anna Oldfield in London, die im Sterben mit nichts so sehr beschäftigt war, als mit dem Gedanken, daß sie als Leiche häßlich erscheinen könne. Sie befahl sterbend ihrem Kammermädchen, ihr ihre feinsten Spitzen und schönsten Gewänder zu bringen, unter denen sie sich die besten aussuchte, damit man sie für den Sarg damit putze. Ihre letzten Worte waren: „Vergiß auch ja nur die Schminke nicht!"

Die zu ihrer Zeit berühmte Sängerin Stöckl-Heinefetter verfiel in Irrsinn, und zwar soll derselbe zuerst bei Gelegenheit eines Konzertes ausgebrochen sein, in dem sie mitwirkte, als sie beinahe schon ganz ihre Stimme eingebüßt hatte. Alle Künstler vor ihr waren durch Beifallsbezeugungen ausgezeichnet worden, als sie gesungen, rührte sich keine Hand. Entsetzt, blaß und verwirrt stieg sie die Tribüne hinab und schwankte in das Versammlungszimmer der Künstler. Als die Thür hinter ihr zugefallen, blieb sie zitternd an allen Gliedern horchend an derselben stehen, und obschon es mäuschenstill im Saale blieb und kein einziges Bravo sich hören ließ, riß sie doch bald die Thür wieder auf, um mit freundlich-starrem Blick und gespenstischem Lächeln geschmeichelter Künstlerzufriedenheit die Stufen der Emporbühne noch einmal hinaufzueilen und sich dort, wie überschüttet von Beifall, mehrere Male vor dem Publikum zu verbeugen, von dem ein Theil in Gelächter ausbrach, ein anderer von Grausen sich durchschauert fühlte. Seit diesem Augenblicke soll sie sich beständig vom Applaus des Publikums umwogt geglaubt und auch, als sie starb, noch Händegeklatsch zu vernehmen gemeint haben.

„Man applaudirt mir! Ich komme!" waren die letzten Worte, die man von ihr vernahm.

Der seinerzeit berühmte französische Tenorist Adolph Nourrit starb an der entgegengesetzten Einbildung. Als er 1839 in der Großen Oper zu Paris gesungen hatte, mischten sich unter den Beifall der Menge einige Zischlaute. Letztere berührten sein Ohr so empfindlich, daß er sie nicht wieder los werden konnte; auch in Neapel hörte er in dem jauchzenden Applaus nur ein Zischen; dies trieb ihn zur Verzweiflung: er stürzte sich nach der Oper „Norma" aus dem Fenster seines Hotels und fand einen qualvollen Tod.

Sein Kollege Staudigl verlor den Verstand, weil er plötzlich taub geworden und sich nicht mehr selbst singen hören konnte. Stundenlang saß der taube Sänger vor dem Piano und sang, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Er konnte es nicht fassen, daß der Ton seiner Stimme nicht mehr für ihn selbst vernehmbar sein sollte. In Gram darüber zehrte er sich auf und verschied, indem er noch immer versuchte, sich singen zu hören. [E. T.]

Humoristisches.



Malitiös.

Frau (am Klavier): Jetzt werde ich doch schon zweimal hintereinander durch einen Deiner Patienten gestört, der sich in dies Zimmer verlaufen hatte.

Mann: Kein Wunder, da Du sangst, haben die Leute dies für das Operationszimmer gehalten!



Verfängliche Gegenfrage.

A.: Sie brauchen nur den Mund aufzumachen — gleich kommen Dummheiten 'raus.

B.: Bei Ihnen bleiben sie wohl drin?

Flöten gehen. — Die Redensart „Flöten gehen" ist auf das Hamburgische „in die Fleeten gehen" zurückzuführen. Wenn nämlich in früheren Zeiten, als Hamburg noch eine verhältnißmäßig kleine Stadt, und die Fleete, d. h. die mit der Elbe und Alster in Verbindung stehenden Kanäle noch reinlicher waren als jetzt, die Hamburgischen Dienstmädchen ihre Wäsche in den „Fleeten" spülten, kam es nicht selten vor, daß die lebhafte Unterhaltung die Aufmerksamkeit von der Arbeit ablenkte, und dieses oder jenes Wäschestück vom Wasser fortgespült wurde. Daraus bildete sich der Ausdruck „in die Fleeten gehen" für verloren gehen. Was hat auch die Flöte mit einem Verluste zu schaffen? [E. K.]

Lumpen. — Damals, als die mit Zwangskurs versehenen, völlig werthlosen „Assignaten", das Papiergeld der ersten französischen Republik, auch den Bewohnern des Rheinlandes aufgezwungen wurden, entstand die nachstehende witzige Anspielung:

„Von Lumpen wurde ich gemacht,
Von Lumpen an den Rhein gebracht,
Von Lumpen nährten Lumpen sich,
Und Mancher ward zum Lump durch mich,
Nun rath' einmal, wer bin wohl ich?" [E. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 16:
Aus einem kleinen Fünklein kann ein groß Feuer werden.

Kryptogramm.

I	C	G	E	L	T
R	H	T	W	A	I
P	S	K	U	Z	G
L	Ü	C	D	E	M
G	S	A	E	Z	H
N	U	D	N	R	E

Die Buchstaben vorstehender Figur ergeben eine Sentenz aus Schiller's „Wilhelm Tell", wenn man, mit dem in der sechsten Horizontalreihe befindlichen Anfangsbuchstaben beginnend, alle Felder in der Weise durchgeht, daß keines derselben übersprungen oder zweimal berührt wird.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Logogriph.

Mit **d** ein Segler im Azur,
Mit **t** ein Tempel des Merkur.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösungen von Nr. 16: der Charade: Schweinfurt; des Räthsels: Karaffe, Karpathen.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer)** in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.